

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 270.

Freitag, 19. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Aber Elise schwieg darauf und räumte das Geschirr vom Tisch. Was sollte da auch Wort und Gegenwort? Es war ein Unmögliches, das er von ihr forderte. Denn das wußte sie, daß ihre Gesinnung Heinrich gegenüber niemals anders werden könnte. Sie mochte ihn als einen fleißigen Menschen achten, ihretwegen mochte auch der Vater in ihm seinen Freund und Vertrauten sehen; das konnte aber nie die Unvereinbarkeit ihrer Naturen überbrücken. Er blieb ihr fremd in seinem ganzen Wesen, und aller Zwang von außen ließ sie diese Fremdheit immer mehr fast wie etwas Feindliches empfinden. Manchmal fürchtete sie sich vor ihm, und dann war's ihr stets, als wenn sie bei Jakob Schuß vor ihm stehen müsse. Aber so hätte sie ja wieder aufgeweckt, was doch schlafen mußte, so wäre ja wieder ein Zwist zwischen sie und den Vater getreten, von dem auch Jakob wußte, daß er unheilbar wäre. Denn nicht leichten Herzens hatte er auf sie verzichtet, um ihnen beiden und allen den Frieden wiederzugeben.

„Bist doch ein klein bang Mädchen“, hatte er mit erzwungener Leichtfertigkeit gesagt, als sie ihm ihre Not klagen wollte. Und wie gern hätte er schützend seine starken Arme um sie gebreitet! Aber er mußte ja alles in sich ersticken, was er für sie empfand; das hatte er sich gelobt. Mit keinem verbenden Blick, keinem Wort wollte er je wieder ihren Frieden stören.

So verging der Winter und ein lichter Vorfrühling kam in das Land.

Zu dieser Zeit hatte Ferdinand Hiller sein Jahr bei der Augusta-Garde um und übernahm wieder die Leitung des Geschäfts seiner Mutter.

Elise war der unterhaltbaren und stets gutgelaunten Frau während der letzten Monate eine liebe Gesellschafterin gewesen, und die war froh, daß auf diese Weise die alten Freundschaftsfäden zwischen den beiden Häusern wieder angesponnen wurden.

Ferdinands erster Gang nach seiner Rückkehr in die Heimat hatte darum auch den Eulenhof zum Ziel. Er verfolgte allerdings damit gleichzeitig die Absicht, zu dem Alten wieder in regere Geschäftsbeziehungen zu kommen; denn er hatte bemerkt, daß ihm wegen des Streitfalles mit Heinrich Köster auch der Eulenhöfer nicht mehr hold sei, und glaubte ihn sogar als Kunden verloren zu haben.

Da er mit dem Plane umging, das vereinfachte System einer kleineren Nähmaschine in der Gegend einzuführen, bot er dem Eulenhöfer die erste dieser Maschinen zum Probegebrauch an. Er glaubte ihn geneigter zu machen, wenn er sie ihm zum Fabrikpreise überließ und sich erbot, sie nach einem Jahr zurückzunehmen, wenn sie nicht all seinen Erwartungen entspräche. Aber der Eulenhöfer zeigte durchaus keine Lust zu diesem Versuch. Er war ein Feind von allen Neuerungen im landwirtschaftlichen Betrieb und war obendrein viel zu selbstbewußt, um sich eine solche Neuerung auch noch von dem jungen Hiller empfehlen zu lassen.

So kam die Versuchsmaschine denn auf den Nachhof, den ein reicher Bauernsohn vom Hunsrück übernommen hatte.

Elise war von Frau Hiller und ihrem Sohn zu einem Spaziergang in den lenzjungen Wald abgeholt worden. Das frohgemute Wesen der beiden tat ihrer gedrückten Stimmung wohl; sobald sie bei ihnen war, lebte sie auf und schien dann eine ganz andere zu sein als daheim im unfreundlichen, verdrießlichen Alltagsdasein.

Sie wanderten durch das knospende Buschwerk des Bergkammes und hatten zur Linken einen freien Blick auf das vielgewundene Moseltal. Ein buntbewimpelter Dampfer plätscherte den Fluß hinauf, sein reines Weiß erglänzte im Schein der frohen Lenzsonne, deren Licht mit den zartgrünen Birkenfloren des Berghangs sein wunderfeines Farbenspiel hatte.

Und was Elise wie lange schon nicht mehr getan hatte: sie sang.

Nun bricht aus allen Zweigen das maienfrische Grün.

„Sieh unsere Elise!“ sagte Frau Hiller froh, „sie hat wieder Mut bekommen.“

Ferdinand wollte mit einstimmen, merkte aber sogleich, daß es kein schöner Zusammenklang war, und sagte:

„Wir harmonieren nicht.“

Elise war im Singen etwas vorangeschritten, und Frau Hiller flüsterte Ferdinand zu:

„Ist sie nicht ganz entzückt? Das himmelblaue Kleidchen in dem jungen Grün!“

„Ich hab selten was Lieblicheres gesehen, als wie sie da so singend unter den Birken hinwandelt. Wie eine Fee!“

„Und weißt du auch, was ich schon gedacht habe?“ fragte die Mutter weiter, ihn schelmisch von der Seite anblickend.

„Ich kann's mir schon denken“, erwiderte er, „und ehrlich gestanden: Auch mir ist es schon oft durch den Kopf gegangen. Aber ich riskiere es nicht, das Kindchen ist so spröde, und der Alte? . . . Gib, Räuber, aus dem Felsverlies die Tochter mir zurück.“

Abends, während Ferdinand im Laden beschäftigt war, nahm sie das Mädchen behutsam ins Verhör, und als sie glaubte, keine Absage mehr zu bekommen, da fragte sie unumwunden, ob sie nicht Ferdinands Frau werden wolle.

Elise wurde rot vor Verlegenheit und Überraschung.

„Daran hat' ich ja nie gedacht“, sagte sie ohne eine Spur von Verstellung.

„Aber ich schon lange, mein Kind“, erwiderte Frau Hiller, „und ich weiß ganz gewiß, daß ihr euch gut leiden mögt.“

„Ich hab' zu Ferdinand immer wie zu einem Freund gestanden, aber . . .“

„Kein Aber! Überleg' dir's“, riet Frau Hiller. „Du mußt heute nicht Ja sagen und auch morgen nicht. Was aber den Ferdinand betrifft, so weiß ich, daß der sehr, sehr glücklich wäre.“

Elise aber konnte zu keiner Entscheidung kommen. Wenn es ihr heute verlockend erschienen hatte, mit ihrem Jawort allen Konflikten zu Hause aus dem Weg zu

gehen, so stiegen morgen wieder Vorwürfe in ihr auf, daß es eine Treulosigkeit Jakob gegenüber sei. Und sie fühlte auch: das, was der ihr gewesen war, konnte Ferdinand ihr niemals werden, und wenn sie es auch in sich verschließen mußte, was sie für Jakob empfunden hatte, gestorben war es doch nicht, es lebte als eine unerfüllte, wehe Sehnsucht in ihr.

Unterdessen ging sie fast täglich zu Hillers, und mehr als sonst sah man die drei jetzt immer gemeinsame Spaziergänge machen, von denen Elise eine Befreiung aus ihrer Unentschlossenheit sehnlichst erhoffte. Aber sie konnte und konnte zu keiner Klarheit kommen.

Zwar hatte der Dorfklatsch sie schon seit Tagen zusammengesprochen, und als Kathrin, die Ahnungslose, eines Tages in unverschämter Schadenfreude auf Heinrich Röstler fragte, ob es wahr sei, daß der feine Herr Hiller ihr Hochzeiter würde, da lächelte Elise und sagte weder ja noch nein. Aber die Kathrin war keine, die daraus ein Hehl machte, und im Flecken war es nun eine ausgemachte Sache, daß Ferdinand Hiller Elisens Verlobter sei.

Der Eulenhöfer achtete vorläufig gar nicht darauf. Als aber auch ihm die Kathrin zusehte, um seine Meinung zu hören, da lächelte er sie zwar aus, zog aber am selben Abend noch Heinrich ins Vertrauen, um die drohende Gefahr abzuwenden.

Die Dämmerung breitete schon ihren graublauen Schleier über das sonnenglutfarbene Firmament, da schritten die beiden noch die Wiese hinauf. Oft mußten sie sich bücken, so tief zog der Bäume lastende Fruchtfülle die Zweige herab. Oben lag ein feiner Dunst über den schweigenden Feldern. Da und dort krächzte noch ein lockender Rebhahnruf, die Grillen geigten unermüdlich das wimmelnde Kleingetier zur Ruhe, und fern aus dem Rheintal glomm der Schein der abendlichen Stadt auf.

Sie hatten voll Zufriedenheit über die Ernteaussichten des Jahres gesprochen, da sagte der Eulenhöfer auf einmal ganz hoffnungslos:

„Ja, und in zehn Jahren ist vielleicht 'ne Schandwirtschaft aus dem schönen Hof geworden, wo die Elise so Tön in den Kopf gekriegt hat.“

„Mit dem Hiller, meint Ihr?“ fragte Heinrich unbefangen tuend.

„Wenn ich ihr das auch noch versalze; aber die Unart steckt doch einmal drin.“

„Dann hat sie also eingesehen, daß es mit dem Jakob nix werden konnte?“

„Wenn ich doch davon mal nix mehr hören tät!“ sagte der Eulenhöfer aufgebracht. „Gibt's denn sonst gar keinen ordentlichen Bauernjung, der das Mädchen auf den richtigen Weg bringen könnte?“

„Ich kenn keinen, wo Ihr von da drunten denen nix wissen wollt. Und die wollen ja auch Wingerte heiraten.“

„Bauernjung hab' ich ja gesagt. Ich mein einen, der für so 'ne Pracht von Ackerland, wie es der Eulenhöf hat, leben und schaffen will, der in Kopf und Herz und Seel für gar nix anders mehr Platz hat als für Acker und Hof, so einen mein ich, und, Heinrich, bist du denn nit so einer?“

„Wenn ich den Fuß mal auf 'n anderen Boden setzen müßt, ich glaub, daß es dann vorbei wär mit mir. Ich muß Felberd' unter mir haben.“

„Siehst du, das mein ich. So denk ich mir einen, der auch der Elise den Kopf wieder zurechtdrehen könnte. — Heinrich!“

Er fühlte, daß er sich fast demütigte mit diesem einen Wort.

„Heinrich!“ bettelte er noch eindringlicher. „Kannst du denn nit 'n bißchen anders gegen das Mädchen sein?“

„Gern wär ich's, wenn ich nur wüßt, daß sie es auch gegen mich wär. Aber sie weicht mir ja aus, als hätt ich den Satan im Leib.“

„Ja, Heinrich, du bist auch manchmal so, daß man gar nit recht weiß, was man an dir hat, daß man nit weiß: meint er's nun so oder anders. Das kann nit jeder vertragen, und ich glaub, die Elise mal erst gar nit.“

„Und ich glaub“, erwiderte Heinrich feindlich, „daß der Jakob zwischen uns steht, daß der mich schwarz macht bei ihr.“

„Da tußt du dem Jung Unrecht; aber wenn's wirklich wahr wär, ich tät dich doch wieder weißmachen; du brauchst bloß 'n bißchen anders zu sein gegen das Mädchen. Den Hiller hättest du dann im Handumdrehen ausgestochen.“

„Was ich kann, das tu ich“, versprach Heinrich in einem wärmeren Ton, „und das muß ich ja sagen: ich kann die Elise für mein Leben gut leiden.“

Von der Zeit an war er für den Eulenhöfer wieder der wahre Herrgott. Wo es nur ging, da lobte er ihn in den höchsten Tönen: landauf, landab gab es keinen Bauer, der dem Heinrich auch nur das Wasser reichen konnte. Elise wußte, daß all dieser Lobpreis nur für ihr Ohr bestimmt war; aber sie tat, als hörte sie's nicht. Dennoch kam sie sich manchmal wie eine Verfolgte vor, und eines Abends, als sie stundenlang in Hillers Gartenlaube gesessen hatte, war sie von dem Zauber des Heimglücks bei der sonnenheiteren Frau so überwältigt, daß sie Ferdinand ihr Jawort gab.

Der Eulenhöfer ging lange in mürrischem Schweigen an ihr vorüber, und Heinrich zeigte ihr eine Miene, deren Lächeln Spott und Überlegenheit ausdrücken sollte, aber eigentlich nur den Ärger über das Mißlingen seines Planes vertuschte.

Doch das kränkte sie bei weitem nicht so sehr, wie ihr die plötzliche Veränderung in Jakobs Verhalten wehe tat. Der zog sich ganz in die Abgeschlossenheit eines enttäuschten Lebens zurück, tat seine Arbeit ohne Befriedigung und Freude, sah abends nicht mehr wie früher plaudernd in der Küche, sondern ging stets zeitig in seine Schlafkammer und streifte Sonntags ganz allein durch Feld und Wald.

Manchmal, wenn Elise ihn heimlich beobachtete und seinen trauernden Ernst wahrte, mußte sie still in ihre Hände schluchzen.

(Fortsetzung folgt.)

Erlauchtes und Erlebtes aus dem Affenland.

Von Gertrud Barre (Paderborn).

Daß es Affen gibt in Afrika, glaubt wohl jeder, aber daß man auch die wunderbarsten Sachen mit ihnen dort erleben kann, werden sich die wenigsten Menschen vorstellen können. Ich möchte gern einige selbst erlebte Episoden erzählen.

Es war auf einer Farm in Südwest-Afrika, die hoch in den Bergen, dem Rhomers-Hochland lag. Hier gab es die großen Paviane, wir nannten sie in Afrika „Poviane“, in Umengen. — Es war Sonntagssrieden an einem heißen Novembertag, es hatte mehrere Monate nicht geregnet, und so hatten die Affen in den Bergen kein Wasser mehr in den Wasserlöchern und stiebkten sich an unserer Viehtränke ihre nötige flüssige Nahrung. Ich hatte mich zeitig im Garten, 3 Meter von der Tränke entfernt, in ein dichtes Versteck gesetzt, um doch einmal diese Gesellschaft ungestört zu beobachten. Schon lange hörte ich ihr langgezogenes „Dah, oah, bubu“ über die Berge schallen. Da kamen sie nun an, wohl 20 bis 25 Stück; vorsichtig spähend ein alter Affe, wieder einige Schritte auf allen Vieren, vorsichtig sich hebend auf seine Hinterfüße, lugte er nach allen Seiten, dann ließ er sich wieder langsam herunter und ging gravitatisch durch das leere, trodene Flußbett von 50 Meter Breite auf die Tränke zu. Nun folgte alles, was laufen und noch nicht laufen konnte: alte Affinnen mit ihren Jungen auf dem Rücken, die fest wie die Kletten saßen, Affenjungend und ältere Herrschaften; immer eins hinter dem andern her, würdig, sitzlam und vorsichtig, dabei immer wieder Umschau haltend. Die Tränkränder saßen voller Affen, teilweise hatten sie die Hände (es sind ja eigentlich ausgesprochene Hände) in das Wasser gesteckt und rieben sich ihr Gesicht und die Arme gründlich ab; die kleinen Poviane hielten sich am Querbalken der Gießpumpe fest und schaukelten sich hin und her. Dies lustige Bild dauerte wohl eine halbe Stunde, und ich freute mich heralich über die Art und Weise, wie sie sich verständigten und auch mal energisch der Ordnung halber dazwischen schlugen. Ganz sprachlos war ich aber, als der größte Povian, wohl ausgerichtet drei Viertel Meter hoch, im Handumdrehen den Gartenzaun überstieg, hineinlief in das Maisfeld, sich unter jeden Arm vier oder fünf Maiskolben klemmte, noch einige in die Hände nahm und auf zwei Beinen einhinfals Meter von mir vorbeiging, mich noch ganz unverschämt ansah und den Mais über den Zaun

wari. Im Nu war alles darüber hergefallen, und ein wüster Knäuel balgte sich im Staube herum. Es war alles nur ein Moment, der alte Dieb ließ diesmal lediglich ein ganz kurzes „Oah, oah!“ erklingen, und wie eine wilde Jagd, in unheimlichen Sprüngen war die ganze Bande verschwunden. — Still und friedlich lagen Rivier und Tränke, heiß brannte die Sonne, und ich starrte, als ob ich einen Spuk gesehen hätte, auf die dünnen Felsenpartien. Nur einige verstreute Maisblätter erinnerten an die Kauferei. — O, du Affenland!

Es war nach dem Mittagessen, als wir beschloßen, zum nächsten Nachbarn, der 24 Kilometer entfernt wohnte, zu reiten. Schwül war es, am Horizont tauchten dicke, weiße Wolkentöpfe auf, die der Farmer mit Spannung und Sehnsucht verfolgt und nach denen man sich fast die Augen ausleucht, wenn der Mais anfängt, die Spitzen seiner langen, grünen Blätter zu rollen, wenn das Brunnenwasser nachläßt und die Hausfrau das Wasser sparsam einteilen muß. — Gefaselt standen die beiden Goldfische „Whisko“ und „Soda“ am Tor, die Feldflasche mit etwas Tee hing am Sattel, in der Paktasche war für alle Fälle des Einregnens das Nötigste für die Nacht verstaut, die übliche Zeltbahn mit Decke war hinterm Sattel aufgeschkallt, und dann trabten wir die erste Stiege leicht durch kleine Riviere und grüne Wälder davon. Voran lief Seltor, blieb ab und zu stehen, witterte, ob es nichts Neues gab; ab und zu fauchte ein flüchtendes Erdmännchen ins Gebüsch. Herr M. hatte sich sein Pfeifchen in Brand gesteckt, betrachtete schmunzelnd sein Kugelgewehr, kurz und gut, er fühlte sich so recht wohl und beglückt. — Klipp, klapp, klipp, klapp, schlugen die Eisen der Gänse auf den harten, steinigen Pfad (Weg). Zuweilen flog mit wildem Getöse schwerfällig ein Gabelhuhn auf, um alles andere Getier vor dem nahenden Feinde zu warnen.

Plötzlich bemerkten wir auf 80 bis 100 Meter Entfernung sich etwas bewegen. War es ein Wildschwein? Wir pfliffen Seltor heran und beobachteten stehend bleibend das Gelände. — Da, schon wieder dieses undefinierbare Etwas! Lachend stellten wir schließlich fest, daß es nur ein alter großer Pöbian war. — „Den hol' ich mir aber!“, entschied mein Begleiter, und wir stiegen ab. Auf den Felsen folgte ihm der Hund. Ich lockerte schnell die Satteltasche, legte die Bügel fest um einen Baumstumpf und ging den beiden nach. Auf einen kurzen Befehl sauste Seltor auf den abnungslos stehenden Affen los, der im letzten Moment auf einen großen Kameeldornbaum kletterte. Schon hatte mein Jagdamerad angelegt, der Schuß trachte, und schwer fiel der Affe aus den Zweigen in einen kleinen Graben hinter einem großen Weibsdornbusch. Ich lief schnell hin, um zu sehen, ob er auch erledigt sei, während mein Freund sich erst in aller Ruhe sein Pfeifchen ins Gesicht stecken mußte. Auf der Stelle im Graben lag Schweif, ich drehte mich um und sah zu meinem Entsetzen den Affen auf dem Grabenrand sitzen. Verzweifelt suchte er Grashügel ab und steckte sie in die tiefe Bauchwunde. Fliehend, fliehend sah ich seine zimmtbraunen Augen an, leuchtend vor Schmerz rasselte der Atem und verzweifelt drückte er die eine Hand auf die stark schweißende Wunde. Trostlos sah er den Hund an, den ich mit Mühe und Not zurücktrieb. Ich war ganz außer mir vor Zorn und schämte mich bitterlich, aber schon hatte ihm mein Freund den Fangschuß gegeben; der Affe sauste zur Seite, er war tot. — Es sind nun viele Jahre her, aber jetzt beim Schreiben sehe ich alles wieder in greifbarer Nähe, den armen Affen mit seinen menschenähnlichen, fliehenden, weidenden Augen.

Wir ritten nicht weiter an jenem Tage. Es war ein stilles, wehes Schweigen auf dem Heimritt, und ich habe es mir damals gelobt, nie wieder auf einen Pöbian zu schießen oder in meiner Gegenwart schießen zu lassen. Es ist zu fürchtbar, wenn es nur ein Wundschuß ist. Ich bin viel auf Jagd geritten und gelaufen und habe stets weidgerecht gehandelt, dies aber war der erste Schatten, der in meine Jagdfreude fiel. Ich habe so viel Wild verenden sehen, aber nichts hat mich so gepackt wie dieses Affenerlebnis, — wohl weil dies Tier etwas zu Menschenähnliches hat.

Auf unserer Heimreise um die Ostküste legten wir auch im Hafen von Durban (Südafrika) an, und beschäftigten Stadt und Umgebung mit ihrem Blumenreichtum, den wunderbaren Straßen und prächtigen Anlagen. Ein dort Anflieger machte uns auf die dreistündige Tour nach „Umgeni“, den Meeressandwald, aufmerksam. Gleich nach Tisch verließen wir den Dampfer, bewaffnet mit dem Photofasten und begleitet von noch einigen Reisegefährten. Nach einer kühnen Fahrt mit der Elektrischen nahmen wir uns einige Radschab-hoys und fuhren mit den kleinen, zweirädrigen Wagen, die von den Eingeborenen gezogen werden, hinauf nach Umgeni zum „Riverside-Hotel“. Wunderbar schön war es hier, ein herrlicher Waldbestand, üppiges Gras, Blumen

und Palmen, Bananen und anderes Obst. Es hatte etwas gereizt, faßig saßen die Blätter aus, eine fast tropische Schwüle lag über der Natur, einen herrlichen Blick hatten wir über das weite Meer, das im Sonnenschein leuchtete und glitzerte. Oben am Hotel erstanden wir uns einige Tüten mit Erdnüssen, und nun ging es auf die Affensuche. Ein schlanker, bishöflicher Inder kam uns nachgelaufen, machte ein paar ganz eigenartige Lockrufe und entfernte sich mit einer großartigen Handbewegung, als ob er sagen wollte: „Seht werden sie gleich kommen!“ Wir warteten noch eine ganze Weile, klapperten mit den Tüten und waren schon etwas enttäuscht und ärgerlich. Auf einmal fingen die Äste an zu leben; es knackte und sprang von Ast zu Ast, zehn, zwanzig kleine und große Affen und Affchen lugten aus den Zweigen hervor, plumpsten ins hohe Gras und sahen uns erwartungsvoll an. Es entspann sich eine große Balgerei, als wir ihnen die Erdnüsse hinwarfen; auf zwei Beinen kamen die Meerlaken an und nahmen mir die Nüsse aus der Hand. Es war zu allerliebste, mit welcher Zutraulichkeit so nach und nach eins nach dem andern angesprungen kam, waren es doch vollkommen freie wilde Affen, die sich durch jahrelange Fütterung an die Menschen gewöhnt hatten. Ein alter Meerlakenwater verfolgte meinen Mann bis zur nächsten Bank, setzte sich neben ihn und machte mit etwas feindlichem Augenzwinkern „Buhu“. Als er nicht sofort etwas bekam und auch dann immer nur eine Nuß, entriß er ihm einfach die Tüte und verschwand auf den nächsten Ast, begleitet und verfolgt von einer ganzen Herde Affen, die sich nun mit Geschrei gegenseitig den Rest zu entreißen suchten.

Die fünfzehnjährigen.

Von Walter Appelt.

Diese einfache Geschichte könnte auch schwülstiger heißen, etwa: „Die Grille als Kupplerin“. Aber das klingt erstens geschmacklos — und zweitens: was heißt Kupplerin? Es handelt sich um einen Herrn von ... na, von mittleren Jahren, nämlich mich, und zwei fünfzehnjährige.

Ich gehe ein übrigegebliebenes Stild Allee entlang, das jetzt freilich nur noch zwei Häuserblöcke der Stadtverhinderung miteinander verbindet.

Von weitem sehe ich, daß zwei Gestalten, in Weiß und in Rosa gekleidet, etwas Verlorenes suchen. Mädchen, so um die fünfzehn herum, wie ich im Näherkommen erkenne. In jenem Alter also, da die Kindlichkeit des Empfindens durch das Reifen der Körperlichkeit noch nicht verdrängt ist — da der Blick der großen, fragenden Augen wohl schon neugierig ist, was denn eigentlich das vielgepriesene und vielgeschmähte Leben sein mag, aber doch noch in seiner Weise beunruhigt von dem Verlangen, es kennen zu lernen.

Vollends herangekommen, sehe ich, daß die beiden Mädchen nichts verloren haben, sondern daß es eine Grille ist, die — im Straßenstaub mühsam sich weiterschleppend — ihr Augenmerk festsetzt. Natürlich bleibe ich stehen, wenn auch nicht wegen des hupenden Insekts, sondern wegen der blühenden, weiß und rosa gekleideten fünfzehnjährigkeit der beiden. ... Immerhin hatte ich es für geraten, mich durch eine möglichst sachliche Bemerkung sozusagen unverdächtig zu machen, und sage: „Ach, eine Grille.“

„Eine Heuschrecke“, sagt die Weißgekleidete leise, etwas sag, ohne aufzusehen ... so, als hätte sie es gar nicht zu mir gesagt. Natürlich ist es keine Heuschrecke, aber — der Mensch ist schwach — dennoch höre ich mich plötzlich mit Bestimmtheit, als korrigiere ich meinen eigenen Irrtum, sagen: „Ja, natürlich: eine Heuschrecke.“

Leid tut es mir nur, daß die beiden mich so gar nicht beachten. Ja, mir scheint, als blickten sie sich vielmehr, irgendwie bedrückt, in der Gegend um. Und ich sehe, wie die in Weiß mit Befriedigung feststellt, daß unsern eine Gruppe Feldarbeiter beschäftigt ist ... und sehe die in Rosa mit der gleichen Befriedigung einen schmalen Feldweg nach der nächsten Häuserreihe entdecken. Es ist nicht gerade schmeichelhaft, was sie von mir zu denken scheinen. Aber ... vielleicht hat man sie zu Hause vor allein gehenden und sie ansprechenden Männern gewarnt, eindringlich gewarnt ... Oder, um nicht gleich das Schlimmste anzunehmen, schließlich hat die eine oder andere ein paar Mark bei sich, wirklich nur ein paar Mark ... aber wenn ich sie ihnen stehe, dann können die beiden heute nachmittag oder morgen nicht ins Kino gehen.

Die beruhigenden Entdeckungen scheinen ihnen aber doch die Sicherheit wiedergegeben zu haben. „Flügel hat sie auch, aber ganz kleine“, sagt plötzlich die eine — zu mir. Ganz unverkennbar zu mir. Sie scheinen also keine Angst mehr zu haben. Und da wir gerade von Insekten reden und der Mensch im übrigen jede Gelegenheit wahrnehmen soll, sich interessant zu machen, so erzähle ich, daß ich einmal eine Vogelspinne, ein Tier von Handtellergröße, lebendig dabei

gehabt habe. Das ist zufällig wahr und erzählenswert genug, ohne daß ich etwas hinzu zu erfinden brauchte.

Die Folge meiner Erzählung ist, daß die beiden Fünfzehnjährigen beschließen, die Grille, die sie Heuschrecke nennen, mitzunehmen. In ihren Garten, der dort und dort sei, wollen sie sie setzen. Und eine, ich weiß nicht mehr welche, ladet mich ein, wenn ich Zeit und Lust habe, doch einmal in den Garten zu kommen.

„Es wird keinen Zweck haben“, sage ich, „das Tier bleibt ja doch nicht in eurem Garten, sondern springt weiter.“

Da sehen mich die beiden Fünfzehnjährigen an, als müßten sie wohl einsehen, daß ich recht habe.

„Vielleicht hat es aber doch Zweck“, sagt dann die eine, und ich weiß wieder nicht welche, oder ob es nicht überhaupt beide gesagt haben, „vielleicht hat es aber doch Zweck, denn wir haben auch Blumen im Garten.“

Und während sie das Tier sorgsam in ein paar grüne Blätter einwickeln, bliden sie mich an, kindlich treuherzig und fünfzehnjährig unwiderstehlich, noch einmal an und sagen: „Also! Auf Wiedersehen!“

Reise u. Verkehr

Europa—Ferner Osten. (Beschlüsse der Verkehrskonferenz.) Im Anschluß an die Europäische Fabrikantenkonferenz in Baden-Baden tagte in Berlin eine Sonderkonferenz für den Personenverkehr Europa—Ferner Osten, die wichtige Beschlüsse gefaßt hat. Die Genehmigung der heimatischen Aufsichtsbehörden vorausgesetzt, wird ein neuer Tarifverband zur Einrichtung eines direkten Verkehrs Europa—Ferner Osten geschaffen, der 13 Länder umfaßt, und zwar von Japan im Osten bis Frankreich und Belgien im Westen. Vom 15. Mai nächsten Jahres ab wird man an den Fahrkartenausgaben in Berlin, Paris, Rom, Prag usw. ein Fahrkarteinheits von den Hauptstädten Europas bis nach Tokio erhalten können. Die Fahrkarte 2. Klasse Berlin—Tokio wird z. B. etwa 650 M. kosten. Der Reisende hat die Wahl, über Riga oder Warschau bis Moskau zu fahren und kann von hier aus in etwa 12 Tagen Tokio erreichen, wo er bereits sein in Berlin aufgegebenes Gepäck vorfindet. Diese Strecke ist 12 000 Kilometer lang, ein Weg, dessen Länge am besten dadurch gekennzeichnet wird, daß der Reisende unterwegs durch sieben Zeitzonen fährt, d. h. daß er siebenmal seine Uhr um eine Stunde vorstellen muß, um mit der Zeitrechnung in Übereinstimmung zu bleiben. Auch für die Regelung dieses Verkehrs spielte die Frage der Behandlung des „Politischen Korridors“ eine erhebliche Rolle. Der Abschluß eines Staatsvertrages zwischen Polen und Deutschland, der in Aussicht genommen ist, soll den Transitreisenden durch den Korridor völlige Freiheit von Zoll- und Pafßformlichkeiten gewähren. Ein Zugpaar von Berlin nach Kōbi-tsubun und ein jede Woche verkehrender Luxuszug sollen den internationalen Verkehr auch über die Rigaer Nordroute vermitteln. Das erfreuliche Ergebnis der Verkehrskonferenz, die für den Verkehr nach dem Osten erhebliche Erleichterungen geschaffen hat, ist dem allseitig vorhandenen Willen auf Erreichung eines reibungslosen internationalen Verkehrs zu verdanken.

Neue Bücher

* Hans Wolsaang Behm: „Planetentod und Lebenswende“. Urgeographische Betrachtung zum kommenden naturforschlich deutbaren Weltbild. Mit 85 Abbildungen im Text, 4 farbigen, 16 einfarbigen Tafeln und 2 Tabellen. (R. Voigtländer Verlag, Leipzig.) Nur aus größtmöglicher Beherrschung des gesamten entwicklungsgeschichtlichen Stoffes, aller einschlägigen Theorien und Kennnis der Vorweltzusammenhänge war es dem Verfasser gegeben, zunächst die reichen Räden, Irrgänge und falschen Perspektiven aufzuzeigen. Schon Naturforscher und Philosophen selbst ältester Zeiten haben vielfach viel richtiger als die Gegenwart gesehen. Es ist deshalb von hohem Wert, aus ihren Erkenntnisphasen wieder das Brauchbarste herauszuholen. Macht man dieses den neuartigen Ausblicken ebenfalls nutzbar, so ist man um so besser gerüstet, dem Verfasser mit nunmehr aerodrau atomloser Spannung folgen zu können. Wohl besteht die Abstammungslehre zu Recht, aber das Schicksal, die Vergangenheit und Zukunft der Erde und ihres Lebens sind unter ganz andern Voraussetzungen zu verstehen, als das bisher der Fall war. Wir stehen an einer Wende unserer Anschauungen, Behm hat jedenfalls als erster Bio-

loge den Versuch unternommen, einmal entwicklungsgeschichtlich-biologische und verfeinerungsfundlich-geologische Kardinalfragen unter dem Gesichtswinkel der großartigsten Weltbildungstheorie der Gegenwart, der Weltislehre, zu betrachten. Und die gewonnenen und in großen Strichen angezeigten Ergebnisse dieser Arbeit sind außerordentlich überraschend. Für jeden, der Interesse an den Schicksalswegen lebendigen Seins und Werdens, an der Vergangenheit und Zukunft unseres Erdsterns hat, bedeutet das Werk eine Offenbarung. Es rüttelt die Geister wach, regt zum Nachdenken an, läßt aufhorchen, staunen und bewundern.

* Oskar Zellinek: „Die Mutter der Reun“. Novelle. (Paul Hofmayr Verlag, Wien.) „Die Mutter der Reun“ ist eine Meisternovelle, durch die das tragische Elend der Reformation und Gegenreformation weht. Die sieben Szenen dieser erschütternden Novelle sind gleichsam eine Dolchschnittfolge, sieben Passionsblätter von höchster Kunst, nordisch-herb, farg und verhalten und darum um so eindringlicher und ergreifender. Scharf und knapp umrissen sind die Menschen gezeichnet.

* Thea de Haas: „Urwaldhaus und Steppenzelt“. Ostafrikanische Erlebnisse. (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig.) Unter den vielen Ostafrikabüchern besitzt kaum ein anderes den intimen Reiz wie das von Thea de Haas. Eine mutige Frau unternimmt an der Seite ihres Gatten weite Reisen in der früheren deutschen Kolonie und sieht mit den Augen der Malerin Landschaft, Tiere und Menschen; überall weiß sie Eigenarten zu entdecken, die den weniger geschärften Blicken entgehen würden.

* „Das heilige Leben“. Roman von Gertr. Sievert-Braunewetter. (Verlag Gebr. Paetel, Berlin.) „Und wenn das Herz 100 Tore hätte wie Theben, so lasse die Freude herein zu allen hundert Toren...“ In weithin leuchtenden Lettern steht dieses Wort über dem Portal der Kuranstalt „Bergfrieden“ inmitten stimmungsvoller Gebirgslandschaft, wo eine schöne, ernste Frau vergessen und gesund sein soll. Hier soll sie, umgeben von harmlosen und unbedenklichen, von lachenden Mönchen, die den Trost auf ihre Lebensbahn geschrieben haben, wieder lernen, das Leben zu achten und zu lieben. Das kann sie selbst mit Hilfe eines ihr sehr nahe stehenden Mönchen nicht. Die Schatten der Vergangenheit verdunkeln alles Licht und Leben ringsum. Den noch so hingebenden Genußversuchen, denen sich auch der jugendliche Chefarzt mit ganzer Seele widmet, setzt das Schicksal ein unerbittliches Nein entgegen.

* „Phantastica“ benennt der unermüdete Forscher und weithin bekannte Teratologe und Pharmakologe der Berliner Universität, Professor Dr. Louis Lewin, sein jetzt in zweiter erweiterter Auflage (im Verlag Georg Stielke, Berlin NW. 7) erscheinendes Buch über die betäubenden und erregenden Genußmittel, deren unheimlich anwachsender Verbrauch besonders in den letzten Jahren eine die Volksgeundheit in erschreckendem Maße bedrohende Ausdehnung angenommen hat. Aus einem reichen Wissens- und Erfahrungsschatz schöpfend, behandelt Professor Dr. Lewin in den einzelnen Kapiteln umfassend und in formvollendeter Sprache die Ausbreitung und Verwendung der betäubenden und erregenden Genußmittel, die Wirkungen derselben auf das Individuum in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung, die persönliche Veranlagung, Angewohnheit und Gewöhnung, sowie den Einfluß dieser Genußstoffe auf die Kulturentwicklung in teils förderndem und teils hemmendem Sinne. Professor Dr. Lewin vermittelt durch dieses Spezialwerk den Fachmännern umfassendes Wissen eines schwer zugänglichen Materials und gibt dadurch befruchtende Anregungen zu weiterer erfolgreichender Forschungsstätigkeit.

* „Mit Falkboot und Zelt“. Von P. Walther. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) In flüssiger, leichtverständlicher Weise führt der Verfasser in alles ein, was der Falkbootführer wissen muß. Ein sehr reiches, äußerst vielseitiges Abbildungsmaterial unterstützt die Darstellung auf das Beste. So wird das Bändchen dem Falkbootfahrer neue Freunde zu den alten werben und mit Vorurteilen ausräumen. Den Jugendabteilungen unserer Vereine wird es ein unentbehrlicher Führer sein, den Schulen ein frohes Wanderbuch.

* „Funkt recht“. Von Ministerialrat Dr. Eberhard Neugebauer. (Georg Stielke, Berlin NW. 7.) Dieses Buch bringt zum erstenmal eine eingehende, zusammenhängende Darstellung des Rechts des Unterhaltungsrechts sowie eine erschöpfende Übersicht über das Antennenrecht, Polizei-Steuernrecht, über das Recht der verschiedenen Fundstellen, besonders der Presse, und endlich über die vielen Fragen des Funktelegraphenrechts und der Bildtelegraphie.